

Gestählte Körper und die unbezähmbare Kraft der Natur: Surfen ist ein Sport, den sich Leni Riefenstahl nicht schöner hätte ausdenken können.

Eine kleine Kulturgeschichte von Adriano Sack

ES GIBT MENSCHEN, die behaupten, ein Foto im Neoprenanzug habe John Kerry das Präsidentenamt gekostet. Wohl in der Hoffnung, sich als kerniger Sportsmann im Neoprenanzug profilieren zu können, machte der Herausforderer George W. Bushs gleich zweierlei falsch. Erstens hatte sein Surfboard ein Segel, und zweitens hatte er selbst einfach keine „beach credibility“, keine Glaubwürdigkeit.

Einem Millionär von der amerikanischen Ostküste nimmt man das Bad in den Elementen nicht ab, das im Idealfall so wagemutig und lässig aussieht, als wollten die Männer (und Frauen) mit ihren Polyurethanbrettern die Naturgewalten selbst verspotten.

Wie jede populäre Leibesübung ist auch das Surfen ein Milliardengeschäft, sein Appeal von Freiheit und Abenteuer aber ist ziemlich unverwundlich. Es ist ein Sport, der praktisch ausnahmslos von schönen Menschen praktiziert wird (oder vielleicht noch besser: ein Sport, der seine Anhänger schön macht). Und nicht zuletzt ein Sport, der nur an Orten betrieben werden kann, wo Wasser, Erde und Licht eine grandiose Bühne bieten.

Selbst der unkundige Betrachter kann sich nur schwer der Dynamik und Schönheit dieser Sportart entziehen, die stets gut dokumentiert wurde und nun ihre eigenen Geschichtsschreiber findet. Das Buch „Surf Photography of the 1960s and 1970s“ zeigt die Arbeiten von LeRoy Grannis, der erst vor wenigen Jahren das Wellenreiten aufgab, nachdem sein Arzt es dem 83jährigen nach einer Hüftoperation verboten hatte. Und in New York präsentiert die Galerie Danziger Projects Fotos, die der kalifornische Grafik-Designer Tom Adler, 55, im Nachlaß des Fotografen Ron Church aufgespürt hat.

Adler, wie seine drei Kinder ein begeisterter Surfer, arbeitet seit 15 Jahren mit der Surf-Firma Quicksilver zusammen und hat bereits zwölf Bücher übers Surfen veröffentlicht, eines stilsicherer als das andere, die meisten hemmungslos nostalgisch. Auch Ron Churchs Bilder datieren aus den 60ern, danach heuerte er bei Jacques Cousteau an. Seine Bilder zeigen, wie Adler sagt, die „letzten Tage, in denen es noch ein Liebhabersport war“.

Es bleibt wohl keiner Sportart der Vorwurf erspart, daß sie irgendwann ihre Unschuld verloren hat. Doch wie dem Fußball seine Kommerzialisierung wenig bis nichts von seiner Faszination genommen

hat, ist auch das Surfen wirkungsmächtiger denn je.

Es hat eine unendlich oft reproduzierte Ikonographie hervorgebracht, und wie die „New York Times“ anmerkt: „Kein Sport, der von so wenigen Menschen praktiziert wird, hat den amerikanischen Stil so stark geprägt wie das Surfen.“ Mit der Serie „Baywatch“ und ihrer Protagonistin Pamela Anderson wurde in den 90ern auch das Beach-Babe zum Sex-Symbol, vor allem aber der Beach-Boy ist das Pin-up der Postmoderne.

Der englische Essayist und Buchautor Mark Simpson hat im Jahr 1994 zum ersten Mal den Begriff des metrosexuellen Mannes benutzt – lange bevor er als falsch verstandenes Schlagwort innerhalb einer Saison zum Witz verheizt wurde. Was Simpson damit beschreibt, ist der Mann, der „nicht immer nur begehrt, sondern be-

durch eine urbane Kultur – mitsamt ihrer Fluchphantasien.

Während der Kuhhirte noch gegen jede Erscheinungsform der Wildnis (Wetter, Ureinwohner, Gangster) um sein Überleben ringen mußte, sucht der moderne Amerikaner freiwillig die Gefahr. Was sich geändert hat: Der Surfer kämpft nicht gegen die Wellen – was ja auch völlig aussichtslos wäre –, sondern nutzt ihre Kraft.

Während ein Wildpferd gezähmt oder „gebrochen“ werden kann, weiß der Surfer stets um die Überlegenheit der Natur. Was diese Sportart auch ideal machte, um sie im „Zeitalter des Wassermanns“ ideologisch zu überhöhen.

Während die frühen Surfer, zu denen auch LeRoy Grannis zählte, ihre Anfänge noch an einsamen Stränden auf schweren Holzbrettern erlebt haben, so erzählen seine Fotos doch noch eine andere Geschichte als die des Einswerdens mit der Natur. Ab Mitte der 60er Jahre entwickelte sich hier ein Massenphänomen. Es war vielleicht der erste Sport, dessen Massenwirksamkeit sich vor allem daraus speiste, daß er einen eigenen Way of Life repräsentierte.

Die Beach Boys sangen davon („Surfin' USA“), Filme wie Bruce Browns „The Endless Summer“ (1966) feierten ihn, der Autor Tom Wolfe lästerte darüber („The Pump House Gang“), und in seinem unbeschwertem Hedonismus war dieser Way of Life Ergänzung und Gegenentwurf zur aus Europa reimportierten Popkultur. Doch letztlich bestand die Subversion nur darin, keiner geregelten Arbeit nachzugehen und statt dessen auf die perfekte Welle zu warten. Das Surfen in seiner modernen Form lebte immer davon, „clean fun“ zu sein, ohne dabei spießig auszusehen.

So sind die Fotos, vergleichbar mit den Olympia-Bildern Leni Riefenstahls, Vorausahnungen eines heute dominanten Menschenideals. Auch wenn sie ihre Beach-Boys gelegentlich an die amerikanische Ostküste verlegen, so halten sich Modemarken wie Calvin Klein oder Tommy Hilfiger bis heute daran, was die Surfer der 60er und 70er Jahre vorgaben: Lässigkeit, Narzißmus, gestählte Körper.

Die Arbeit an der eigenen Erscheinung, am eigenen Körper ist schließlich die zentrale Beschäftigung des postindustriellen Homoludens. Als die Bilder entstanden – das mag einen wichtigen Teil ihres Zaubers ausmachen –, wirkte diese Arbeit noch wie ein Spiel.

„Surfen ist etwas für Egoisten. Du mußt die beste Welle kriegen. Und gut dabei aussehen“

geht wird, der nicht immer nur schaut, sondern angeschaut wird“. Mark Simpson beschreibt damit eine Ambivalenz, die das gültige Rollenmuster nicht umdreht, sondern ins Gleiten bringt.

Die Pioniere des Surfens waren auch Pioniere dieser Ambivalenz. Zum einen zeigen die Bilder Abenteuer alten Stils. Zum anderen zeigen sie Fotomodelle: Männer, die ihre gebräunten, gestählten Körper und ihre Westküstenlässigkeit gern herzeigen. „Surfen ist eine egoistische Angelegenheit“, heißt es in dem Dokumentarfilm „Step Into Liquid“: „Es geht darum, daß du die beste Welle kriegst. Und daß du gut dabei aussiehst.“

Der Aufstieg des Surfers zur Heldenfigur markierte einen kulturellen Wandel in seinem Heimatland USA (wenn man die eigentliche Heimat Hawaii dazurechnet). Er ist der Cowboy der Postmoderne, statt eines Mustangs reitet er die Welle. Das ländliche Amerika war nach dem Zweiten Weltkrieg ein Auslaufmodell, Filme wie „Giganten“ oder zuletzt „Brokeback Mountain“ erzähler davon. Es wurde abgelöst

Surfen ist mehr als ein Sport, es ist ein Way of Life. Die Abbildungen stammen aus LeRoy Grannis' „Surf Photography of the 1960ties and 1970ties“ (Taschen, 350 Euro)

